



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spaziergänge eines Wiener Prosaisten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Spaziergänge eines Wiener Prosaisten.

Es liegt im Spaziergehen die Tendenz, freie Luft zu schöpfen, es ist somit ein Act der Freiheit, ein Bestreben, die Brust zu erweitern, ein Kämpfen gegen die Beengung der Mauern, ein unmittelbares Verkehren mit dem Athem des Weltgeistes, der Luft. Es möge ferner in Prosa oder Versen spazieren gegangen werden, so läßt sich davon einiger Nutzen und viele Annehmlichkeit ziehen. Da wir uns poetische Schwungkraft in keinem Falle zutrauen, so wollen wir bescheiden zu Fuße ausgehen und unsre nüchternen Beobachtungen zusammentragen.

Wien hat ein einziges, großartiges, nur mit sich selbst vergleichbares Denkmal — seinen Stephansdom. Es wäre entsetzlich, wenn Wien dieser Hauptzierde, durch die längst beregte Abtragung des Thurmes bis zur Uhr, verlustig ginge. Es gliche einem laufenden Briefe mit gebrochenem Siegel. Wie kommt es denn aber, daß die massenhaften, den Thurm rings umhängenden Gerüste noch immer nicht verschwinden wollen? Müssen wir uns wirklich auf jene ungeheure Operation gefaßt machen? Sollte die moderne Baukunst in der That beschämt die Segel streichen vor der Größe und Erhabenheit des Geistes, welcher dereinst so erhabene Schöpfungen in's Leben rief? Ein Riese der Poesie und Gläubigkeit steht jetzt der herrliche Thurm aufrecht inmitten eines höchst unerquicklichen Häusermeeres und predigt den materialistisch zerfahrenen Bewohnern Schwung und Geschichte. Welche Eindrücke durchquellen die Seele des Spaziergängers, wenn er in heller Mondnacht und später Stunde, also unbeirrt durch das unangenehme Wagengerassel über den Stephansplatz wandelt! Es ist ein Stück Romantik, deutsche Majestätsschauer, gemildert durch den sanften Strahl des ewig bleichen, daher ewig trauernden Gestirns, durchrieseln die Gebeine, und es wäre ein Seitenstück zum Markusplatz, wenn man Italien mit Deutschland vergleichen dürfte, wenn die Pinie gleich der Tanne wäre, wenn Petrarca mit Schiller parallelifirt werden könnte. Lebe wohl, lieber Thurm. Der Spazier-

gänger wünscht dir baldige Besserung und den Herren Baukünstlern, welche jetzt an dir ihre gothischen Studien machen, nur ein Atom des hehren Geistes, welcher deinen ursprünglichen Verfertiger besetzte.

Die innere Stadt wird täglich beengter. Zeuge dessen ist das unabsehbare Wagengewirre in allen Straßen, das Gedränge der Fußgeher, der hohe, unerschwingliche Miethzins. Es wäre unter solchen Umständen sehr angezeigt, die Stadtmauer hinauszurücken und von dem Glacis irgend ein Stück abzuschneiden, um der wachsenden Bevölkerung hinlänglichen Raum zu ihrer eigenen und ihrer Geschäfte Unterkunft zu bieten. Es wäre dies eine wahrhafte Wohlthat zu nennen und an den nöthigen Geldmitteln würde es keinesfalls mangeln. Denn man gebe irgend Jemandem die erforderliche Bewilligung zur Hand, und wenn er selbst kein Capitalist wäre, so möchten ihm binnen kürzester Frist Millionen zur Realisirung seines Projectes zur Verfügung gestellt werden. Die Speculation bliebe sicher nicht müßig, um ihm unter die Arme zu greifen. Allein woran scheitert jeder Versuch dieser Art? Wo steckt die Ursache, daß kein Unternehmen sich Rechnung machen darf mit einem so gemeinnützigen Projecte durchzudringen? In dem sonderbaren Irrgewinde des österreichischen Geschäftsganges. Da gibt es so viele Unterbehörden, die nicht den Muth haben, ein Wörtchen der Anregung fallen zu lassen, und so viele Oberbehörden, welche dies den untern überlassen zu müssen glauben, jedenfalls aber verpflichtet sind, sie um ihre Meinung zu befragen. Bei diesen Anlässen kreuzen sich denn ihre Ansichten oft auf das Wundersamste. Was der Magistrat will, ist nicht selten der Regierung, d. h. der niederösterreichischen Provinzialregierung unangenehm, und hegen sie vielleicht bei diesem oder jenem Stadtverschönerungsplane eine übereinstimmende Meinung, so findet sich gar leicht ein drittes oder viertes Departement, wo das Gegentheil behauptet wird, so daß der Plan bereits im Mutterchooße der collegialen Berathungen abstirbt. Kommen nun gar Rücksichten auf die Basteien und das Glacis in's Spiel, so muß die Fortificationsbehörde ihr Votum abgeben und dieses lautet meistens verneinend.

Allein wer ist diese fürchterliche, rigorose Behörde? was will und was will sie nicht?

Sie betrachtet Wien fortwährend als Festung, ihr Beruf ist, darüber zu wachen, daß es den Charakter der Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit nicht ganz einbüße, und wiewohl es keinem halbwegs gebildeten Taktiker einfallen wird, zu behaupten, daß es sich nur

einen halben Tag lang gegen ein Invasionsheer zu halten vermöchte, so darf dies doch die Fortificationsbehörde nicht glauben, sondern es ist vielmehr ihr Beruf, sich einzubilden, daß Wien noch immer eine Festung ersten Ranges darstellen müsse, und der Satan reizt deshalb nicht so sehr nach Seelen, als sie um ein Stückchen Glacis. Wer ist's nun, der bei solchem Conflict der Behörde den Knoten rasch zerhaut? Niemand! Denn beide Theile bewegen sich innerhalb ihrer ursprünglichen Rechts- und Berufssphäre, und es gilt als *Maxime*, sie ihnen so lange wie möglich ungeschmälert zu erhalten. Der Streit wird vielmehr durch höhere und höchste Behörden fortgesponnen, bis die vereinigte Hofkanzlei, als Repräsentantin aller inneren Angelegenheiten, und der Hofkriegsrath sich darüber entgegengetreten. In letzter Instanz und nach dem Verlauf langer Monate muß nun freilich eine Entscheidung getroffen werden. Erfolgt sie in der Conferenz, so hat die Sache freilich ein Ende; allein man bedenke, welche Unzahl von Geschäften sich auf diese Weise, aus allen Gegenden, zusammenhäuft, und wie man billiger Weise zufrieden sein muß, wenn nur die wichtigsten, dringlichsten beigelegt werden. Nur zu oft geschieht es, daß, wenn die Nothwendigkeit einer Aenderung nicht allzuevident vorliegt, die Sache beim Alten, d. h. auf sich beruhen bleibt, wie man im büreaukratischen Style zu sagen pflegt.

Wie lange ist von einem Umbau des Hofoperntheaters die Rede! Und wer möchte läugnen, daß das jetzige Haus in seiner auffallenden Schmucklosigkeit und Raumbeschränktheit einer großen und reichen Residenz, des Domicils der prätentivsten Aristokratie Europa's keineswegs würdig sei. Man gelangt indessen aus hundert Gründen niemals dazu, und man mag zufrieden sein, wenn die Verleihung des Instituts an irgend einen Pächter endlich zu Stande kommt. In dieser Krisis befinden wir uns grade jetzt. Seit mehreren Monaten schwebt die ungeheure Frage, ob Balochino das Theater behalten, oder einen Nachfolger bekommen wird. Freilich sind seine Verdienste um den Glanz und das Gedeihen unserer Oper nicht groß; freilich war des Tadelns durch mehrere Jahre kein Ende; freilich hielt man seine Zurückweisung für ein unvermeidliches Ding: allein wer weiß? Da die letzte von ihm gelieferte opera italienne sich der Gunst unserer *crème* zu erfreuen hatte, da es vor Allem so schwer ist, einen Entschluß zu fassen, so könnte es gar leicht sich ereignen, daß es im buchstäblichen Sinne des Wortes beim Alten, d. h. beim Signore Balochino bliebe, und daß die Combination Draskovich-Merelli, von der häufig

Staatstheater zu erhalten sein, um seine Fortentwicklung zu ermöglichen

die Rede ging, bei Seite geschoben würde. Auch Herr Pokorny hatte vordem seine Chancen, allein seine enormen Lindpreise haben ihm geschadet, man betrachtete eine solche Speculation als eine schwindelhafte und indiscrete zugleich; man entdeckte plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, daß das Theater an der Wien von der Gestaltung eines festen Repertoires keine Ahnung habe; kurz, Pokorny besitzt in diesem Moment zu wenig Gunst und Credit, um sich Rechnung machen zu dürfen, in den Friedenshafen der Hofoperntheateradministration, wo die Palme eines k. k. Zuschusses von 90,000 fl. blüht, mit dem schadhast gewordenen Fahrzeuge seines Impresariorufes einzulaufen.

Wähne übrigens Niemand, es sei ungeachtet der so ansehnlichen Dotation leicht, den Musentempel nächst dem Kärnthnerthore zu verwalten. Auch dieses Geschäft hat seine Dornen. Dem. K. — ist eine junge, hübsche Sängerin, die wenig Töne in der Kehle, aber einen ansehnlichen Beschützer hat. Dieser begibt sich zu dem als gefällig bekannten Administrator, wechselt mit ihm einige Worte und siehe da! Dem. K. — wird engagirt, obschon sie nur äußerst selten auf dem Theaterzettel figurirt. Mit der Tänzerin V., die sehr nette Füßchen hat, hat es ein ähnliches Bewandniß. Die Frucht dieser Gefälligkeiten ist für Herrn Valchino ein Geschlecht großer Hände, die ihn schirmend über dem Wasser zu erhalten suchen, wenn ihn das Bleigewicht der öffentlichen Meinung zu Boden drückt.

Doch verlassen wir die Region des Hofoperntheaters, betrachten wir jenen Berg von Placaten, der sich längs der Mauer bis in die Höhe der Unlesbarkeit emporwälzt! Strauß Vater, Strauß Sohn, Strauß Sohn, Strauß Vater. Die dazu verwendeten Typen scheinen aus schlanken Tannen eigens geschnitzt worden zu sein. So ungeheuerlich sind sie. Alle sonstigen Anzeigen sind im Vergleiche damit unbedeutend zu nennen; selbst die Annoncen der bei uns zeitweise auftauchenden Koch- und Erbauungsbücher verschwinden dagegen in jenes Nichts, welches überhaupt so treffend die Devise der hiesigen Literatur bildet. Nun, man sei versichert, so lange dieser jämmerliche Wirthshausgeschmack dem Wiener eigen bleibt, hoffe man keinen besonderen Culturaußschwung desselben, am wenigsten im Gebiete der Politik. Auch der Engländer liebt es, gut und stark zu essen. Allein wenn man ihn mit Tanz und Musik, mit Gedudel und Gejohle, mit nichtslegendem Geschwätz in solchem Uebermaße regaliren wollte, wie dies in den sogenannten Reunionen, Conversationen und Wirthshaussoiréen geschieht, er ließe davon. Denn es muß ein wenig Talent zur Narrheit vorhanden sein, um solche Narrentheidung zu ertragen.

So nahe übrigens der Wiener Indifferentismus liegt, so wenig scheint man sich die Gründe desselben klar gemacht zu haben. Wien hat ein Bedürfnis, conservativ und stationär zu sein und zu bleiben. In seinem Schooße nistet jene überreiche Aristokratie; in die Taschen seiner Speculanten fließt der größte Theil ihrer Revenüen. Alle Provinzen der Monarchie müssen dazu verhältnißmäßig contribuiren. An der Ferse eines einzigen Aristokraten hängt allemal ein Schwall anderer Consumenten, und es entsteht nunmehr die Frage, wie denn Wien eigentlich aussehen würde, wenn die Monarchie einen mehr föderativen Typus annehmen würde, wie sie wohl von Gottes und Rechtswegen bestimmt scheint? Doch auch von der Bürokratie werden hier gewaltige Summen in Umlauf gesetzt; welcher Schlag für Wien, wenn die bürokratische Organisation der Monarchie jemals einer Reform unterzogen und der Irrgarten des öffentlichen Geschäftsganges gelichtet, regelmäßig und einfach abgetheilt, den Provinzen hingegen das Recht eingeräumt würde, ihre besonderen Angelegenheiten so viel als möglich selbst auszutragen. Das Beste zum Flore Wiens wird durch die Anwesenheit des Hofes hinzugethan. Welch unberechenbarer Schade für Wien, wenn die Residenz abwechselnd anderswohin, z. B. nach Prag oder Pesth verlegt werden müßte! Daß durch all' das Erwähnte eine zahlreiche Garnison zu einem nothwendigen Zubehör gemacht wird, braucht wohl kaum erwiesen zu werden und so weit liegt es klar am Tage, daß Wien in materieller Hinsicht dahinstechen müßte, wenn je die herrschenden, absolutistisch-centralen Grundsätze den provinzialen, föderativen Platz machen sollten. Auch refrutirt sich Wien aus einem Zusammenflusse der verschiedenartigsten Nationalitäten, und die Folge davon ist, daß keine zur rechten Entwicklung gelangt. Das Blut der Wiener ist eine sonderbare Mischung, worin alle erdenklichen Leidenschaften und Eigenthümlichkeiten sich derartig durchdringen und binden, daß nichts übrig bleibt, als der complete Indifferentismus.

Man hat die daraus entspringenden Stimmungen und Zustände oft einer ungemessenen Polizeifurcht zugeschrieben. Allerdings mag auch diese im Spiele gewesen sein, als der Wiener Charakter sich so, wie er sich jetzt zeigt, auszubilden anfing. Die Stärke der Compression hängt in jedem Falle von der Compressibilität eines Elements ab. Der Wiener war nun einmal für dieses Schreck- und Gespensterbild empfänglicher, als irgend ein anderes Menschenkind, und diese Furcht ist seit jeher ein stehendes Uebel bei den Großvätern, wie

bei den Enkeln worden. Das Uebel greift aber noch weiter, als man glaubt. Die besoldeten Agenten sind nicht eben die zahlreichsten, allein es finden sich allerlei verdorbene Individuen, die nach ähnlichen Posten streben oder sich in den Augen der Behörde ein besonderes Verdienst erwerben wollen. Diese treiben sofort das leidige Denunciationsgeschäft auf eigene Faust. Das Entscheidende aber ist der Druck, welcher in Folge einer Institution, deren Umfang und Gliederung Niemandem bekannt ist, auf den Gemüthern lastet. Es ist bedauerlicher Weise so weit gekommen, daß Menschen, die weitentfernt sind von dem Gedanken, sich zu solchen Diensten verwenden zu lassen, bloß deshalb, weil sie die Politik angelegentlicher im Munde führen, als sich der allergehorsamst dressirte Wiener unterfängt, für Sendlinge der geheimen Polizei angesehen werden. Spricht Einer conservativ, so ist er's ganz gewiß; spricht er liberal, so ist er's noch gewisser. Zwischen dieser gefährlichen Scylla und Charybdis führt ihn selbst der Hinblick auf ein unbescholtenes Privatleben und rege Geschäftsthätigkeit nicht immer hindurch. Diese Erscheinung wiederholt sich oft, so systematisch, daß man diese gespenstige Polizeifurcht, diese durch optische Kunst vervielfältigte, und in's Unendliche vergrößerte Idee eines wahrscheinlich weit einfacher organisirten Institutes, als ein Hauptmittel bezeichnen muß, wodurch der Freimuth, das öffentliche Vertrauen, die offene, männliche Gesinnung hier in der kläglichsten Schwebel erhalten werden.

Wollten sich die Furchtsamen an den ehrlichen, deutschen Spruch erinnern: „Thue Recht und scheue Niemand!“ Wollten sie bedenken, daß es nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht aller Gebildeten ist, sich um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern, ihr particuläres, egoistisches Interesse stets im Begriffe des Staatsganzen aufzulösen, daß es nirgends geschrieben steht, eine offene, ehrliche und anständige Besprechung wirklicher Mängel sei verboten, daß es gar keine Gewalt geben solle und dürfe, welche sich anmaßt, dieser irgend eine Hemmschranke zu setzen, daß Dubletten, plötzliche Arrestationen u. dgl. Noth und Hilfsmittel Gottlob! aus der Mode gekommen sind; — wollten namentlich Diejenigen, welche unabhängig vom Staate sind, und dessen Gunst oder Ungunst nicht zu berücksichtigen haben, ihr unweräußerliches Recht des freien Wortes gebrauchen! Die Polizei würde zuhören, sich's ad notam nehmen, aber dabei würde es auch bleiben.